

172

Paul Parin

Abstinenz?

Vor langer Zeit, irgendwann in den fünfziger Jahren, waren wir zu Gast beim Hamburger Psychoanalytischen Institut, das damals noch nicht Michael Balint-Institut hieß. Es wurde über psychoanalytische Behandlungen berichtet, das sogenannte »Fallseminar« der jüngeren Hamburger Kolleginnen und Kollegen. Michael Balint und Willi Hoffer waren aus London gekommen. Eine der Analysen ging gar nicht gut. Der Analysand nahm kaum Notiz von seinem Analytiker und war nur an seinen ungezählten sexuellen Abenteuern interessiert.

In der Diskussion sprach Michael Balint, ungewohnt energisch: »Sie müssen Ihrem Patienten den Sexualverkehr verbieten. Wissen Sie nicht, daß Freud geschrieben hat, die Analyse müsse in Abstinenz durchgeführt werden.« Ich widersprach; das habe Freud nicht geschrieben und nicht gemeint. Darüber entspann sich ein Streitgespräch mit Balint. Jeder blieb bei seiner Behauptung. Vom Patienten war nicht mehr die Rede. Dann war Mittagspause. Ich benützte die Zeit, um in den blauen Bänden nachzulesen.

Zur Fortsetzung der Diskussion erschien ich bewaffnet mit Freud-Zitaten; ich war immerhin ein noch junger Analytiker, und Balint war der berühmte Kenner der Werke des Meisters. Balint begann die Diskussion. Er müsse sich für seine Fehlerinnerung entschuldigen. Freud habe nie gemeint, daß die analytische Kur von Patienten sexuelle Abstinenz verlange. Frustriert vom unbefriedigenden Verlauf des vorgetragenen »Falles«, sei er unter die Herrschaft seines verbietenden, asketischen Überichs geraten; das habe die Fehlleistung bewirkt.

»Abstinenz« hatte einen der feinfühligsten und klügsten Analytiker für kurze Zeit verwirrt. Kein Wunder, daß Abstinenz, die Forderung nach Verzicht auf Triebbefriedigung, ein psychosoziales Stereotyp, das eine zentrale Stelle im traditionellen Wertgefüge unserer Kultur (und so mancher anderer Kulturen) einnimmt, psychoanalytisches Denken und Handeln immer wieder beeinflusst, beeinträchtigt und verzerrt hat.

173

Man kann in *einem* Satz zusammenfassen, was mit der Abstinenz in der psychoanalytischen Kur wirklich gemeint ist: *Der Analytiker soll die unbewußten Triebwünsche des Analysanden womöglich nicht befriedigen, sondern deuten.* * Das meinte Freud, und das – und nichts anderes – ist noch heute gültig. Die wirklich nötigen Einschränkungen ergeben sich aus dem »Vertrag«, mit dem das »setting« festgelegt ist. Die Forderung, der Analysand solle während der Analyse keine

lebenswichtigen Entscheidungen treffen, sondern sie bis zum Ende der Behandlung aufschieben, mußte wegen der immer längeren Dauer der Kuren relativiert werden: Solche Entscheidungen sollten erst fallen, wenn die Motive in der Analyse genügend geklärt worden sind.

Freud, der hoffte, daß die Energie der unbefriedigten Triebregungen der Analyse zugute kommen und sie weitertreiben würde, hat das »womöglich« im obigen Satz ernst genommen. Er wies darauf hin, daß das Ausmaß der Frustration, das ein Analysand hinnehmen kann, nicht immer sehr groß ist; er empfiehlt, Toleranz und Takt walten zu lassen. Durch das »widening scope«, die Anwendung der Analyse auf Kinder, Jugendliche, auf schwere, sogar psychoseähnliche Störungen hat sich eine weitergehende Duldung von Triebbefriedigungen in der Analyse als nötig erwiesen. Schließlich hat das vertiefte Verständnis des Übertragungsgeschehens gezeigt, daß die Regel »deuten statt befriedigen« nicht wörtlich genommen werden darf. So zum Beispiel sollte die Übertragung »positiver« Wünsche auf den Analytiker oder vielmehr auf seine idealisierte Imago während geraumer Zeit zugelassen, also befriedigt und nicht gedeutet werden.

Abstinenz oder, wie es heißt, »die Abstinenzregel« wird darum heute nicht so sehr auf den Patienten als auf den Analytiker bezogen. Auch dafür läßt sich ein Satz formulieren: *Der Analytiker sollte sich in der Analyse die Befriedigung der eigenen Triebwünsche versagen.* Sofern der Rahmen des »Vertrages«, der äußerlichen Regelung des »setting« nicht verlassen wird, sind an dieser Regel so viele Einschränkungen anzubringen, daß sie sich mehr oder weniger auf ihren historischen Kern reduziert: Der Analytiker soll keine direkte sexuelle Befriedigung mit seinem Patienten anstreben. Seit die Gegenübertragung ernst ge-

* Ich schreibe jeweils »Analytiker« und »Analysand«, wo es heißen muß »Analytiker oder Analytikerin« und »Analysand oder Analysandin«, als eine durch Sprachgewohnheiten bedingte Kurzform.

174

nommen und studiert wird, ist es klar geworden, daß kein Analytiker ausschließlich mit »autonomen« Ichfunktionen analysiert. Jede, auch die wissenschaftliche Neugier wird von infantilen, voyeuristischen Regungen getragen; in den Wunsch zu helfen können sich magische Allmachtswünsche einfügen; sogar der unerläßliche Wunsch, den Analysanden zu verstehen, ist ohne eine emotionelle Beteiligung nicht möglich, in die unbewußte sexuelle Regungen eingehen. Die tiefe Befriedigung, die wir in »guten« Analysestunden empfinden, ist auf die wechselseitige Übertragung zielgehemmter objektbezogener Wünsche zurückzuführen und erneuert sich im identifikatorischen Austausch von Gefühlen im gemeinsamen Erleben. Daran kann der muntere Ausdruck »Arbeitsbündnis«, der die Lust an der Analyse zu versachlichen sucht, nichts ändern.

Die Abstinenzforderung an den Analytiker mag von den Ratschlägen herkommen, er sollte wie ein klarer Spiegel nichts als die Regungen des Patienten aufnehmen, sollte kühl und unberührt wie ein Chirurg seine oft schmerzenden Operationen ausführen. Freud wollte offensichtlich den helfenden Eros des traditionellen, väterlich-eingreifenden Arztes aus der Analyse bannen. Es entstanden zahlreiche Verhaltensvorschriften, die in Ausbildungsanalysen durch Beispiele und in den Seminaren als Mahnung vermittelt werden. Der Analytiker soll keine Fragen beantworten, keine Ansichten äußern und sein Urteil nicht preisgeben, soll vor allem schweigen und sich ganz unsichtbar machen, bis er endlich die richtige Deutung zu geben weiß; er soll immer neutral sein, als ob er kein Privatleben, keine Familie, keine Eigenschaften, keine Bedürfnisse, keine Weltanschauung und keine kulturelle oder politische Zugehörigkeit hätte. Er soll keine Geschenke annehmen und keine geben, soll es vermeiden, seine Patienten außerhalb des Sprechzimmers zu treffen, soll auch keine gemeinsamen Bekannten mit seinen Analysanden haben. Das Sprechzimmer müsse ansprechend, aber neutral eingerichtet sein. Ich kenne solche Zimmer, an denen nie etwas geändert werden durfte. Es gibt Analytiker, die sich jahrzehntelang gleich kleideten und Mühe hatten, eine schadhafte gewordene Seidenkrawatte nach Jahren mit einer genau gleich gemusterten zu ersetzen. Kurz: Analytiker sollen vokal, affektiv und existentiell stumm sein – bis auf ihre legitime Handlung, das Deuten – nie krank sein, nie voll Lebensfreude oder deprimiert, abstinert in jeder Hinsicht.

175

Es gibt viele Analytiker, die sich redlich Mühe geben, diese Abstinenzregel einzuhalten. Kaum einer wird lange daran festhalten, daß das Bild, das sich seine Patienten von ihm machen – abgesehen von den übertragenen Imagines –, wirklich neutral ist.

Als unser Zürcher Seminar noch in der Kirchgasse war, sprach Paula Heimann einmal bei uns über psychoanalytische Technik. Über die Illusion, sie selber oder irgendeine oder irgendein Analytiker(in) erschienen den Patienten als unbeschriebenes Blatt, brachte sie uns zum Lachen. »Ich zum Beispiel«, sagte sie, »gebe meinen Patienten aus dem Londoner Mittelstand das Bild einer ehemaligen Puffmutter. Ich habe üppige Formen, etwas zu bunte Kleider, zu kurze Röcke, zuviel Schmuck und Make-up. Die meisten denken, aber die wenigsten werden es sagen: Die ist wie eine ungarische Puffmutter oder war das früher, bevor sie Analytikerin geworden ist. Ungarisch, weil die meisten Bordelldamen in London Ungarinnen sind und weil sie meinen Akzent für ungarisch halten.«

Es erhebt sich die Frage, wieso eine solche Regel aufgestellt wird, die niemand einhalten kann und die niemals den gewünschten Erfolg hat, den Analytiker aus den sozialen und emotionalen

Bindungen heraus in die kühl gedämpfte Atmosphäre einer spiegelnd zugewandten Neutralität zu verweisen.

Auf das andere Problem, daß die wirkliche Befolgung der ganzen Regel jeden analytischen Prozeß verhindern würde, brauche ich nicht einzugehen; es ist durchaus hypothetisch.

Ob, wann und wie diese oder jene der genannten Vermeidungen oder Verzichte beobachtet werden sollten, darüber gibt es eine reiche Literatur, viel Lesenswertes in Falldarstellungen.

Zumeist kommt man zum Schluß: ja, man sollte wohl, *aber...*! Ich erspare es mir, auch den didaktisch gemeinten Diskurs darüber zu resümieren, der erst durch die unsinnige Propagierung der Abstinenz nötig geworden ist. Hingegen will ich zwei seltener reflektierte Probleme untersuchen:

1. Wenn sich die Abstinenzregel aus der Theorie der Technik und aus der praktischen Erfahrung nicht begründen läßt – gibt es andere, kulturelle Faktoren, von denen sie sich ableitet?
2. Haben Forderungen nach Abstinenz, auch wenn sie nicht oder nicht vollständig befolgt werden, Folgen für den konkreten analytischen Prozeß?

176

Freud hat überzeugend dargelegt, daß unsere Zivilisation durch Triebverzicht erkaufte worden ist. Verzicht oder Aufschub der Befriedigung muß erzwungen werden, wenn nicht die Individuen selber den Zwang dazu übernehmen. Die Kulturen, die es mit der Verinnerlichung des Verzichts am weitesten gebracht hätten, wären zu den größten kulturellen Leistungen befähigt. Von den Religionen, die bis in unser Jahrhundert hinein die kulturellen Werte verwaltet haben, mit denen wir unser Verhalten weitgehend noch heute legitimieren, waren es die christlich-reformierten, die den andauernden selbstverantworteten Triebverzicht als generelles Prinzip vertreten. (Die Einhaltung von Fastenzeiten in katholischen und anderen Religionen bezieht sich jeweils auf eine ganz bestimmte Gelegenheit zu einem definierten Zweck.) Es liegt nahe anzunehmen, daß der Einfluß der angelsächsischen Kultur auf die Psychoanalyse nicht nur geographisch und zeitlich mit der Aufrichtung der Abstinenzregel zusammenfällt, sondern daß die psychoanalytische Lehre unreflektiert das Prinzip befolgt. Je mehr ich verzichte, desto besser wird die Leistung sein. Daß dies dem Erfolg der Analyse, die Triebabwehr zu ermäßigen, diametral widerspricht, ist leicht einzusehen.

In Ländern katholischer Kultur wird die Abstinenzregel oft besonders ernst genommen; viele Beispiele ins Absurde gesteigerter »Abstinenz« sind mir aus Italien und Lateinamerika bekannt. Da in jenen Ländern die Kontrolle von Trieb und Sünde traditionell äußeren Instanzen, der Familie und der Kirche, überlassen ist, muß sich wahrscheinlich jeder Analytiker viel unerbittlicher selber kontrollieren. Dieses Verhalten imponiert als zwanghafte Rigidität. Es sind

mir keine Analytiker aus sogenannten animistischen Kulturen bekannt, in denen Triebverzicht an ganz bestimmte Gelegenheiten, oft definiert als Tabu-Vorschriften, gebunden ist. Ein solches kulturelles Muster käme den Erfordernissen der Psychoanalyse am besten entgegen.

Auf die Frage, wie sich die Etablierung der Abstinenzregel – ob sie nun ganz, teilweise oder gar nicht befolgt wird – auf die Analyse ausgewirkt hat, habe ich nur die Antwort: ungünstig, kontraproduktiv oder ganz verderblich.

» Dans le doute abstiens toi « – Wenn du zweifelst, enthalte dich. Dieses Sprichwort trifft und betrifft den Alltag des Analytikers. Die Offenheit, die er mittels der freischwebenden Aufmerksamkeit zu bewahren trachtet, versetzt ihn in den Zustand andauernden Zweifels. Hinter

177

jeder Äußerung seines Analysanden steht eine andere Wahrheit, ein »unendlicher« Prozeß. Es ist unsere Aufgabe, die Unsicherheit auszuhalten. Doch liegt es leider nahe, sich zu enthalten. Der erste Schritt ist das Schweigen; auf Fragen nicht zu antworten; neutral zu sein in jeder Hinsicht. Damit ist Zweifel, Unsicherheit und das Gefühl der Ohnmacht, am Prozeß nur teilzunehmen, ohne ihn zu steuern, leiten oder beherrschen zu können, gebannt. Wer diese Möglichkeit wählt, kann sie allzuleicht durch die gebotene Abstinenz legitimieren. Mit dem Streben nach Neutralität wirkt der Analytiker unberührt, vielleicht unberührbar. Statt sich der Entfaltung von übertragenen Gefühlen, Wünschen, Hoffnungen und Ängsten zur Verfügung zu halten, hat er ein ganz bestimmtes Verhältnis zum Analysanden installiert: ein Machtgefälle.

Jede Analyse beginnt, den Beteiligten mehr oder weniger bewußt, damit, daß der Analytiker als der Mächtigere erlebt wird: Er weiß Bescheid, er wird helfen. Sein Wissen und sein soziales Prestige ergeben Projektionen von Übermacht, deren Abbau unerläßlich wäre. Mit der sogenannten Abstinenz wird das Bild des übermächtigen Analytikers befestigt. Es ist eine Tatsache, daß in jedem Dialog der Stumme, nicht Berührbare, der nichts von sich preisgibt und keine Gefühle zu haben scheint, als der Mächtige erlebt wird, der andere, der spricht und fühlt, sich als ohnmächtig erlebt. Die Konstellation solcher Dialoge etabliert sich in der frühen Kindheit jedes oder fast jedes Menschen in unserer Kultur.

Den Analytiker schützt Macht vor Zweifel und Unsicherheit. Sie gibt ihm die Kraft, schwer erträgliche Ansprüche, die auf ihn übertragen werden, auszuhalten. Macht verschafft auch Befriedigung. Der narzißtische Genuß von Macht kann – auch ohne den so häufigen Zuschuß sadistischer Aggression – kompensatorisch für die Frustration objektbezogener Wünsche einspringen. Nicht nur die einsamen Machthaber des öffentlichen Lebens, auch Analytiker können darunter leiden, daß man sie nicht liebt. Ich selber, der ich viele scheinbar so gut etablierte Regeln kritisiere, muß gelten lassen, daß Analytiker ihre eigenen Wünsche nicht mittels der Analysanden

befriedigen sollten. Allzu leicht wird übersehen, daß wir uns narzißtischen Macht- und Allmachtgenuß verschaffen, da dies doch zum Wohl des Patienten geschieht und die Abstinenz uns bestens legitimiert. Unversehens sind wir aus der Analyse, die allen Gefühlen offen sein sollte, ausgestiegen und haben uns in

178

ein Machtspiel eingelassen, in dem wir alle Chancen haben und der Analysand nur eine einzige: die Analyse aufzugeben.

Die Analyse ist nicht »das Leben selbst«. Das »setting« macht sie zu einer experimentellen Situation. Wie man das »setting« aufrechterhält, das weiß jeder, der sich mit den Übertragungen auseinanderzusetzen hatte, die an den unvermeidlichen Brüchen im » setting« in Erscheinung treten, am Ende jeder Sitzung, bei Unterbrechungen usw. Wie mit den ebenso unvermeidlichen Brüchen und Einbrüchen des lebendigen Analytikers in das Spiel der Projektionen und Übertragungen umzugehen ist, habe ich oben mit den Worten von Paula Heimann angedeutet. »Das Leben selbst« jedoch lehrt uns Analytiker. Zurückhaltung und Schweigen – gefolgt von wohlüberlegtem Handeln, das ist es, was einem Menschen Macht verschafft. Genau das wäre das Resultat, das der perfekt abstinente Analytiker erzielen würde. Kaiser Haile Selassié von Ethiopien, dessen Souveränität längst konstitutionell eingeschränkt war, regierte während 32 Jahren als absoluter Herrscher. Er hatte die Gewohnheit, seinen Helfern, Anhängern und Sbirren (wie Nicolò Machiavelli die Geheimpolizisten nannte) täglich sein Ohr zu leihen, nie zu sagen, was er dachte oder beabsichtigte, jede Auseinandersetzung zu vermeiden und dann erst zu handeln. Dieses Machtspiel machte ihn jahrzehntelang unantastbar, als seine Leibwache und Armee ihn längst schon stürzen wollten.* Aus den Biographien von Charles de Gaulle und Marschall Tito wissen wir, daß sich ihre ungeheure persönliche Macht über alle, die mit ihnen zu tun hatten, auf dieselbe Taktik gründete, für die sie ein ungewöhnliches Talent entwickelt hatten. Zumindest Titos Mitarbeiter waren allerdings bis über seinen Tod hinaus überzeugt, daß eine unüberwindbar gütige väterliche Autorität von ihm ausging, auch dann, wenn man seine Entschlüsse weder verstehen noch billigen konnte. Der wirklich abstinente Analytiker könnte das gleiche Lob, die gleiche hilflos-gläubige Hochachtung seiner Analysanden erfahren.

* Ryszard Kapuściński (1978): *König der Könige. Eine Parabel der Macht*, Köln 1984.